

---

# **Ausschnitte aus dem Buch »Deutsche Kindheit in der Dobrudscha« von M. Monika Niermann**

## **11. Das Kind und sein Körper**

### **11.1. Kleidung**

Die Kinderkleidung wurde in den meisten Dörfern von den Müttern selbst hergestellt. Es gab Kleidungsstücke für den Winter und für den Sommer. Es gab zudem die Sonntags- und die Alltagskleidung. Bis zu einem Alter von drei bis vier Jahren waren Mädchen und Jungen gleich gekleidet, das heißt, Mädchen und Jungen trugen eine Art Hängekleidchen, das häufig fast bis zum Boden reichte. Für den Sommer wurden die Hängekleidchen aus einem dünnen Baumwollstoff angefertigt. Die Hängekleidchen für die Winterzeit waren aus wärmerem, flanellartigem Stoff hergestellt. Der Schnitt dieser Hängekleidchen war ziemlich einheitlich: An einer Pässe, die im Rücken geschlossen wurde, setzte der in Falten oder in Rüschen gelegte Stoff an, der wadenlang bis zum Saum reichte. Diese Hängekleidchen waren zumeist langärmelig, es gab jedoch auch kurzärmelige Kleidchen. In den heißen Sommermonaten trugen die kleinen Kinder keine Unterwäsche.

Sobald der Boden warm war, liefen die meisten Kinder barfuß. „Von Ende März bis Ende November haben wir keine Schuhe mehr getragen (Abb. 12). Wir konnten über Bahnschotter laufen und hatten nichts an den Füßen so fest waren die Fußsohlen. Wenn die Bauern gemäht hatten, waren die Stoppeln doch wie Glas. Aber auch da sind wir barfuß drübergelaufen. Uns hat das nichts ausgemacht“ (Josef Klein, Galati).

Wenn es kühler wurde, trugen viele kleinere Kinder Stoffschuhe, die selbst hergestellt waren. Die Sohle dieser Stoffschuhe bestand aus geflochtenem Maisstroh oder festem Filz. „Feste Schuhe für uns wurden in Konstanz gekauft. Der Vater hat ein Stöckchen genommen und die Füße gemessen und danach dann Schuhe gekauft. Und wenn die Schuhe gedrückt haben, mußte man so lange darin laufen, bis sie nicht mehr drückten. Erst wenn die Schuhe abgetragen waren, wurden wieder neue gekauft. Von

den jüngeren Geschwistern wurden Schuhe nur nachgetragen, wenn sie ihnen auch gepaßt haben“ (Anna Ternes, Caramumt).

Es gab jedoch auch andere Familien, in denen die Kinder keine festen Schuhe besaßen, solange sie noch nicht die Schule besuchten. „Nur die ganz armen Leute haben so Schuhe gehabt, die aus einem zusammengezogenen Lederstück bestanden. Sie haben dann Lumpen um die Füße gewickelt und dann den Fuß auf das Leder gestellt und mit einem Band um den Fuß gewickelt, damit es gehalten hat“ (Viktoria Gehres, Cogealia).

Wenn die kleinen Jungen etwa drei Jahre alt waren, bekamen sie ihre erste Hose. In den Sommermonaten waren dieses Hosen, bei denen die Hosenbeine bis zum Knie oder etwas länger reichten. Im Winter waren es Hosen mit langen Beinen. Die Hosen wurden mit Hosenträgern, den sogenannten Schelken, gehalten. Besonders in den Sommermonaten fühlten sich die kleinen Jungen mit ihren Hosen gar nicht so recht wohl, denn die hemdartig weit geschnittenen Hängekleidchen waren luftiger und boten mehr Bewegungsfreiheit.

Wenn es ihnen die Zeit erlaubte, stellten die Mütter für ihre kleinen Mädchen die Hängekleidchen etwas aufwendiger her. Zum Beispiel setzten sie an die Passe eine Schmuckborte oder Spitze. „Meine Mutter hat uns sehr viel selber genäht, ganz schöne Kleidchen mit Rüschen und Schleifen. Meine Schwester und ich sind auch immer gleich angezogen worden, da haben viele gedacht, wir wären Zwillinge. Als Unterhose hatten wir eine ganze Hose an, wie so ein Overall bis an die Knie und von unten war ein Schlitz bis hinten hoch, und den konnte man übereinander klappen. So konnte man zur Toilette gehen, ohne sich ganz ausziehen zu müssen. Man hat auch oft noch ein Hemdchen drunter getragen. Bei den Mädchen waren bei der Unterhose am Knie auch Rüschen befestigt. Wir hatten Sonntagskleidung und Alltagskleidung. Wenn wir in die Kirche gegangen sind, haben wir die guten Sachen angezogen, und wenn wir aus der Kirche kamen, mußten wir uns gleich umziehen. Man hat dann wohl auch schöne Sachen angehabt, aber nicht so wertvolle, wie die Kirchenkleidung. Die Bekleidung wurde unter Geschwistern auch weitergegeben. Von anderen Leuten haben wir keine Kleidung bekommen, nur von eigenen Geschwistern. Man hat die alte Kleidung nicht weitergegeben, sondern in Streifen gerissen und davon Decken gemacht“ (Viktoria Gehres, Cogealia).

Die Sommerkleidung wurde selbst genäht. Bei der Winterkleidung kam es schon vor, daß diese Kleidungsstücke vom Schneider angefertigt wurden, weil man dazu festere oder dickere Woll- und Tuchstoffe verwendete. Pullover, Westen und Strümpfe wurden jedoch für die Kinder gestrickt. „Im Winter haben wir selbstgestrickte Schals und Handschuhe getragen. Auch die Mützen haben wir selber gemacht. Man konnte auch Mützen auf dem Jahrmarkt kaufen. Die sahen wie Mohair aus und waren schön wann“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

In einigen Ortschaften trugen bereits kleine Mädchen sowohl im Sommer wie auch im Winter Kopftücher mit Fransen. Diese wurden ebenso um den Kopf geschlungen, wie sie die älteren Mädchen oder die Frauen trugen, das heißt, die Tücher wurden so um den Kopf gelegt, daß im wesentlichen nur das Gesicht frei blieb. Zwei Enden des auf Dreieck gelegten Tuches wurden unter dem Kinn verschlungen und im Nacken verknotet. Die kleinen Jungen trugen im Sommer, wenn es sehr heiß war, einen Strohhut. Manche Jungen hatten auch bereits eine Schäpperkapp, eine Schirmmütze aus festem Stoff. Im Winter trugen die kleinen Jungen eine gestrickte Pudelmütze oder aber eine Pelzkappe.

Für Mädchen gab es auch Röcke, zu denen man eine Schürze trug. Es gab Schürzen für feiertags und für werktags (Abb. 13). Kindennäntel gab es in der Stadt. Bei der ländlichen Bevölkerung waren es nur wenige Kinder von reichen Familien, die einen Wintermantel besaßen. Üblicherweise trugen im Winter die Jungen als Oberbekleidung Hemden und Jacken, die aus festen, warmen Stoffen hergestellt waren. Mädchen trugen Strickwesten, oder aber, wenn es sehr kalt war, legten sie sich ein zum Dreieck gefaltetes Wolltuch um die Schultern. Abb. 13

In manchen Ortschaften wurde bereits an der Kinderkleidung der krasse Unterschied zwischen arm und reich deutlich. „Als Kinder trugen wir im Sommer ganz leichte Kleidchen. Auch die aus der ärmeren Siedlung hatten das. Manchmal waren es nur ganz dünne Dingelchen in Hängeform. Die ärmeren Mädchen trugen meist nur dunkle Sachen. Aber wir in der Prachtstraße waren heller angezogen. Die Tante hat meine Kleider immer schön gestärkt. Ich war immer adrett angezogen. Bei den ärmeren war das nicht so. Die haben sich auch nicht so schön angezogen wie wir“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

„Es gab im Dorf Mädchen, die wurden mit dem Sonnenschirm gefahren. Schön mit einem Kleidchen, zwei-, dreimal am Tag haben die sich umgezogen. Und wir dreckig, an den Füßen Staub. Und wir dachten immer, wir möchten doch auch mal ein bißchen herrisch leben. Aber mit den Kleidern war es ja schlecht, dadurch, daß wir gebaut haben. Ich meine, ich hatte nur ein Kleid für den Feiertag und eines, das ich sonst tragen konnte. Da gab es das nicht, daß man sich etliche Male am Tage umziehen konnte“ (Maria Tschernischow, Sofular).

In den Orten, in denen ein Kindergarten eingerichtet war, trugen die Kinder, die den Kindergarten besuchten, die bessere Kleidung auch im Kindergarten. „Wenn man in den Kindergarten ging, mußte man schon ordentlich angezogen sein. Und da hat man sich ja auch nicht so schmutzig gemacht. Aber wenn wir heimgekommen sind, mußten wir die Kindergartensachen ausziehen und die anderen Sachen wieder anziehen“ (Alida Käfer, Cogecalac). Mancherorts wurden im Kindergarten Schuluniformen getragen. „Eine schwarze Kleiderschürze, hinten zum Knöpfen, einen weißen Kragen, oft auch bestickt, und die Mädchen trugen oft eine rote Schleife im Haar“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

## 11.2. Haartracht

Die Jungen trugen die Haare zumeist kurz geschoren. Mädchen hatten überwiegend langes Haar. „Bei den Jungen hat für gewöhnlich der Vater die Schere in die Hand genommen und hat ihnen die Haare geschnitten. Für die Kinder hat man beim Friseur kein Geld ausgegeben. Da sind nur die älteren Leute hingegangen. Bei den Mädchen hat man die Haare wachsen lassen. Da hat man nichts dran gemacht. Die Mädchen hatten dann alle Zöpfe. Bei uns in der Ortschaft war nicht ein Mädchen, das geschnittene Haare hatte“ (Adolf Lück, Cobadin). „In den Familien gab es meistens einen, der sich aufs Haareschneiden verstanden hat. Mein Mann hat z.B. der ganzen Verwandtschaft, groß und klein, die Haare geschnitten“ (Gerlinde Stiller, Sofular). „Den Jungen wurden die Haare geschnitten, schon wegen der Läuse und die Mädchen haben alle Zöpfe getragen, auf dem Lande zumindest, aber nicht in der Stadt“ (Christine Mehl, Cogecalac). „Was die Haare betrifft, also ich habe als Kind einen Bubikopf getragen. Im Haar hatte ich immer so eine Art Schmetterling. Der war aus Bändern. Die Bänder hat die Tante immer so übereinander gelegt, durchgezogen, und dann stand da oben so eine Art Schmetter-

ling. Es war mehr eine Schleife“ (Gerlinde Stiller, Sofular). „Wir Mädchen trugen immer eine Haarschleife sonntags, wenn wir zur Kirche gingen. Darauf waren wir immer ganz stolz. Ich trug zwei Zöpfe“ (Christine Pfeiffer, Tariverde).

Nicht alle Jungen wurden kahlgeschoren. „Wenn ein Junge schönes festes Haar hatte, hat man einen ordentlichen Haarschnitt gemacht, wenn einer aber so weiches Haar hatte, hat man es ihm ein paarmal ganz kurz runtergeschnitten, damit die Haare fester wurden. Die Mädchen hatten einen Pferdeschwanz oder zwei Zöpfe. Die Mädchen haben meistens lange Haare gehabt. Ich habe sogar auf meinem Haar gesessen, so langes Haar hatte ich und dick und fest. Wenn ich dann mit meinen Geschwistern am Strohschober war, die haben mich dann immer erschreckt, wenn ich dann Stroh für den Stall geholt habe oder etwas anderes, da haben sie sich zu dritt versteckt und mich dann überfallen und wir haben immer dann im Stroh rumgebalgt, und unsere Nachbarn haben das gesehen und gelacht. Meine Haare waren dann abends voller Stroh. Und wenn das die Mutti gesehen hat, hat sie gesagt: ‚Um Gottes Willen, wie siehst denn du wieder aus? Ihr habt euch wieder im Stroh rumgebalgt. Komm her, ich kämme dich.‘ Und das hat gerissen und gerupft, und dann hat sie mir die Haare abgeschnitten, und ich hatte einen Bubikopf“ (Alida Käfer, Cogealac). „Man hatte ja damals immer die gleiche Frisur. Das war ein Pagenschnitt. Als Kinder hatten wir keine Zöpfe, erst später. Wenn wir uns selber kämmen konnten, hat man uns Zöpfe wachsen lassen. Bis die Zöpfe nach was aussahen, das dauerte ja ein paar Jahre. So lange mußte man jeden Tag versuchen, das Beste aus den Haaren zu machen“ (Alwine Rösner, Fachria).

Zum Abschneiden ihrer Haare wurde Regina Hoffman aus Cogealac überredet: „Als kleines Mädchen wollte eine meiner Tanten mir die Haare schneiden und ich wollte es nicht. Und dann hat sie zu mir gesagt, wenn ich mir die Haare schneiden ließe, bekäme ich eine schöne rote Schleife. Und ich habe mir die Haare dann schneiden lassen. Ich konnte ja nichts dafür, ich habe ja geglaubt, daß es nicht so schlimm ist. Als ich dann heimkam und mich meiner Mutter präsentiert habe, war sie total entsetzt und hat mich gefragt, warum ich das gemacht hätte. Und ich habe ihr es dann erzählt, und sie hat mir dann ein Tuch aufgesetzt und gesagt: ‚Das Tuch hältst du auf,‘ denn sie hat gewußt, daß der Vater darüber böse geworden wäre. Der Vater kam dann auch vom Feld heim, und ich bin dann herumgehüpft, und dann sollte ich zum

Vater kommen. Und er hat mir das Tuch heruntergenommen und hat gesagt zu meiner Mutter: ‚Was? Hast du dem Kind die Haare geschnitten?‘ Meine Mutter hat dann gesagt, sie hätte die nicht geschnitten sondern Mathilda. Da war ein Krach, weil meine Haare geschnitten worden waren. Ich durfte sie dann auch nicht mehr schneiden lassen.“

### **11.3. Schmuck**

Schmuck für Jungen kannte man nicht. Der einzige Schmuck, den es für Mädchen gab, waren Ohrringe. „Den Mädchen wurden mit drei Jahren die Ohren durchstoehen, da wurde die Nadel heiß gemacht und dann durchgestochen. Durch die Nadel war ein Faden gezogen, der wurde dann hin und her bewegt, damit das nicht wieder zuwächst“ (Cornelius Wagner, Caramurat). Gerlinde Stiller aus Sofular erzählt: „Ich wollte immer gern Ohrringe haben, aber Tante Elsa hat mir keine Löcher gestochen. Die anderen Mädchen hatten alle Ohrringe. Das war so Sitte bei uns auf dem Dorf. Einmal habe ich versucht, mir mit einer Stopfnadel selbst ein Loch zu stechen. Aber das ist dann so angeschwollen und hat sich entzündet, daß ich dran hätte sterben können. Ich wollte eben zu gerne Ohrringe haben. Zum Glück ist aber nichts weiter passiert. Tante Elsa hat mir dann Umschläge gemacht mit Alkohol. Bis zur Konfirmation hatte ich gar keinen Schmuck.“ Für Maria Tschernischow aus Sofular waren die Ohrringe der einzige Schmuck. „Die Ohrlöcher habe ich mir selber reingestochen. Ich habe mir eine Nadel mitgenommen und einen Seidenfaden, als ich die Kühe hüten sollte. Seidenfaden war genug da, den hatte die Mutter von den Juden abgekauft. Dann habe ich ein Stück Seife hinter das Ohrläppchen gehalten und mit der Nadel das Ohrläppchen durchgestochen.“ Anna Ternes aus Caramurat war dabei, als bei ihrer ältesten Schwester die Ohrläppchen durchgestochen wurden. „Da wurde eine Nadel heiß gemacht, und hinter das Ohrläppchen hat man ein Stück Seife gehalten, und dann wurde die Nadel durchgesteckt. In der Nadel war ein Seidenfaden, und der wurde durch das Ohrloch gesteckt, bis das ausgeheilt war, und dann hat man Ohrringe bekommen. Ich hatte auch Ohrringe, und da habe ich mir beim Ausziehen das Ohrläppchen eingerissen und die Ohrringe dann weggetan. Die meisten Mädchen hatten keine Ohrringe. Ansonsten hatten wir Mädchen keinen Schmuck.“

Viktoria Gehres aus Cogealia berichtet davon, daß sie mal einen Fingerring geschenkt bekam von einer Tante. „Ohringe hatten wir nicht. Man hat wohl auch Halsketten getragen, das kam aber nicht häufig vor. Wenn man Schmuck hatte, war der echt.“ Alwine Rösner aus Fachria erzählt: „Schon als Kind hat man Ohringe bekommen. Ich war so fünf oder sechs Jahre, als ich von meiner Mutter die Ohringe bekam. Wir hatten auch Bernsteinketten. Eine besondere Gelegenheit gab es eigentlich nicht, zu welcher man den Schmuck bekam. Wenn mal ein Juwelier in der Nähe war, wurde der Schmuck eben besorgt. Bevor Ohrlöcher gemacht wurden, wurde das Ohr mit einem Stück Seife massiert. Dann hat man einfach mit einer Nadel durchgestochen. Durch die Nadel war ein Seidenfaden gefädelt und der blieb drin, bis das Ohrloch verheilt war. Erst dann kamen die Ohringe rein. Oder man trug an dem Seidenfaden einen kleinen Bernstein. Das habe ich lange Zeit getragen, weil ich immer ein bißchen entzündete Ohren hatte. Bernstein war bei uns überhaupt sehr beliebt und wurde viel getragen. Auch wenn jemand ein Augenleiden hatte, trug er eine Bernsteinkette. Viele, die es sich leisten konnten, trugen Bernsteinketten. Bernstein hat man irgendwie für ein Heilmittel gehalten.“

Johanna Krauss aus Cobadin berichtet von Schmuckteilen, die ihr die Großmutter angefertigt hatte. „Die hat mir von den Pferdehaaren und mit so kleinen Perlen Ringe gemacht. Die Großmutter war künstlerisch sehr begabt.“ Für Viktoria Zielinski aus Braila war Schmuck nicht etwas Außergewöhnliches, denn tagtäglich sah man Rumänen, die auf Schmuck besonders großen Wert legten. „Aber uns lag nicht so viel daran, wir waren es nicht gewohnt, uns so aufzuputzen. Schmuck hatte ich von meinen Eltern bekommen, eine Kette mit einem Herzen und so bunte Glasperlenketten.“ Goldkettchen, die die Kinder bereits vom Säuglingsalter an mit einer Medaille, einer kleinen Perle oder einem Goldkreuz um den Hals trugen, wurden nicht als Schmuck angesehen.

#### **11.4, Körperpflege**

In den Häusern der dobrudschadeutschen Familien gab es, bis auf wenige Ausnahmen kein Badezimmer. „Man hat sich morgens das Gesicht gewaschen und abends sind wir im Sommer in einen Trog gegangen und haben uns dort gebadet. Mein Vater hat ja selber Tröge gemacht für die Tiere zum Trinken, und ein großer Trog stand neben dem Brunnen, der wurde dann über Tag mit

Wasser gefüllt, und das Wasser hat sich über Tag erwärmt, so daß man abends drin baden konnte (Abb. 14). Abends vor dem Schlafengehen ist man da rein und hat sich im Dunkeln gebadet. Dann hat man sich das Hemd übergezogen und ist schlafengegangen. Im Winter hatte man in der Küche eine Schüssel, in der man sich abends gewaschen hat. Einmal in der Woche wurde die Waschwanne, wo man die Wäsche drin gewaschen hat, mit Wasser gefüllt, und da hat dann einer nach dem anderen drin gebadet“ (Anna Ternes, Caramurat). „Es war dann oft so, daß am Samstagabend der Waschtrog in die Küche kam, und dann wurde heißes Wasser auf dem Herd gemacht und da kamen dann die Kinder hinein und wurden abgeschrubbt, und dann kamen die nächsten hinein. Man hat nicht ständig das Wasser gewechselt. Erst wenn vier gebadet haben, wurde das Wasser gewechselt. Als Kinder haben wir immer als erste gebadet und meine Eltern und Geschwister am späten Abend, wenn wir zu Bett waren. Da hat man auch die Haare gewaschen, das wurde eben nur einmal die Woche gemacht. Meine Mutter hat uns die Haare mit der selbstgekochten Seife gewaschen, und dann hat meine Mutter meiner Schwester und mir ein Ei auf den Kopf geschlagen und einmassiert und dann abgespült. Das Ei war gut für die Rückfettung und es hat auch die Kopfhautgestärkt“ (Viktoria Gehres, Co-gealia). „Wir hatten eine Sitzwanne, so aus Blech, die hatte einen gewissen Platz, wo man die hingestellt hat und wurde verdeckt. Gebadet wurde immer in der Küche, dort wurde ja doch gepanscht, wo Kinder waren. Einer raus, der andere rein, das war für die Dienstboten viel Arbeit. Einmal in der Woche wurde gebadet, am Samstag, weil wir sonntags glänzend in die Kirche gehen mußten“ (Johanna Krauss, Cobadin). Viktoria Zielinski, die in einem Stadthaus in Braila aufwuchs, war von kleinauf an ein Badezimmer gewöhnt: „Einmal in der Woche wurde gebadet und zwar Samstag, und zwischendurch konnten wir duschen oder uns so waschen. Morgens wußte man, wann das Badezimmer frei war, und die Jungs haben sich dann auch zusammen gewaschen. Die Köchin und das Hausmädchen haben auch gebadet. Die Haare wurden einmal in der Woche gewaschen. Als Kind wurden mir die Haare mit Seife gewaschen und mit Eigelb eingerieben und ausgespült.“

Christine Mehl aus Cogealia erinnert sich an das Baden im Meer: „Im Sommer, da ist man an das Meer gefahren und die Pferde wurden im Meer gebadet. Knechte und Mägde fuhren mit mehreren Wagen, es wurden sechs Pferde an einen Wagen angespannt. Dann wurden die Pferde gebadet und dann wurden sie gefüttert. Danach durften die Kinder baden und dann bekamen wir Essen, das war im Wagen in einem Kasten, Wassermelonen, Honigmelonen, Schafskäse, selbstgebackenes Brot und gelbe Paprika, in Öl gebacken und als Salat angemacht. Das hat geschmeckt am Meer, und dann haben die Erwachsenen gebadet. Danach ist man wieder nach Hause gefahren. Drei Kilometer Landstraße, die war sehr staubig. Wenn es lange nicht geregnet hat, und wir dann wieder nach Hause kamen, waren wir wieder voll Staub.“

Bei der Pflege der Nägel wurde im wesentlichen darauf geachtet, daß die Nägel kurzgeschnitten und sauber waren. „Man hat sich zwar regelmäßig die Fingernägel geschnitten, mit der Bürste gewaschen und eingecremt, aber sonst? Im Winter, wenn die Hände zu sehr aufgeplatzt waren, dann nahm man eben Schweineschmalz“ (Gerlinde Stiller, Sofular). Anna Ternes aus Caramurat erinnert sich: „Die Fingernägel wurden mit einer großen Schere abgeschnitten, eine Nagelschere oder Feile kannten wir nicht.“ Die Einhaltung der Reinlichkeit wurde zumeist von den Müttern überprüft: „Vor dem Essen mußte man sich die Hände waschen. Da hat meine Mutter drauf geachtet. Mit meinen kleinen Brüdern war es schon eine Sache, da saß der Schmutz im Handtuch und nicht in der Schüssel. Die mußten dann oft noch mal hingehen und sich die Hände waschen“ (Viktoria Gehres, Cogealia).

Da die meisten Kinder in den warmen Monaten barfuß liefen, kam es häufig vor, daß die Hornhaut unter den Fußsohlen so hart und trocken war, daß sie rissig wurde und aufsprang. „Da waren manchmal solche Ritzen drin, die bis tief ins Fleisch gingen. Meine Mutter hat dann Schmand abgesahnt. Wir reinigten dann die Füße mit selbstgemachter Seife und mit einem rohen Stein. Wir rieben so lange, bis die rissige Hornhaut weg war. Die so gereinigte und vorgetrocknete Haut wurde dann mit dem Schmand eingerieben. Wenn das Milchfett über Nacht in die Haut einziehen konnte, waren die Fußsohlen am anderen Morgen wieder glatt und geschmeidig“ (Maria Tschernischow, Sofular).

Zahnpflege war weitgehend unbekannt. Das Zahnfleisch wurde schon mal mit Salz eingerieben und massiert, und der Mund mit Wasser ausgegurgelt. „Die Zähne wurden mit Salz geputzt, mit einem Lappen, das machte man sonntagsmorgens“ (Viktoria Raugust, Tariverde). „Ganz selten hatten wir so eine Art Kaugummi gekaut. Was das für ein Kaugummi war, kann ich gar nicht genau sagen, aber es hat die Zähne gereinigt und gefestigt. In der Stadt gab es wohl Zahnpasta und Zahnbürsten zu kaufen, aber die waren sehr teuer. Die Zähne putzte sich keiner und man hatte auch gar keine Zeit gehabt für alle solche Dinge. Wir haben uns morgens am Brunnen gewaschen und dann erst sind wir zum Essen gegangen. Und abends hat man sich den Körper am Brunnenrog abgewaschen, weil man doch gar nicht so dreckig war, daß man sich ganz ins Wasser hätte hocken müssen. Wenn man das Ohr beim Gehörgang reinigen wollte haben wir eine Sicherheitsnadel genommen oder ein Streichholz und haben Watte rumgewickelt, die Watte hat man naßgemacht, und dann hat man sich das Ohr damit ausgeputzt“ (Alida Käfer, Cogealac).

In den sogenannten "besseren" Familien gab es auch verschiedene Pflegemittel. „Ich habe mich nur mit Weizenkleie gewaschen, das Rezept habe ich von meiner Großmutter. Mein Gesicht hat noch nie im Leben Seife gesehen, die Weizenkleie wurde ins Wasser getan und dann wusch man sich, und mit Kamillentee hat man nachgespült. Cremes gab es auch, Niveacreme, Shampoo, Parfüm, von dem immer etwas ins Badewasser gegeben wurde. Duftöle wurden auch selbst gemacht, mit Rosenblättern, die in Alkohol angesetzt waren, das hat aber meine Großmutter gemacht“ (Johanna Krauss, Cobadin). Auch im Stadthaushalt in Braila, in dem Viktoria Zielinski aufgewachsen war, gab es eine ganze Reihe Pegemittel. „Wir hatten parfümierte Seife und Zahnpasta zur Zahnpege und auch Zahnbürsten. Wir Kinder haben uns einmal am Tag, und zwar morgens, die Zähne geputzt. Wir hatten gesunde Zähne, und als Kind sind wir auch nicht zum Zahnarzt gegangen. An Cremes hatten wir Niveacreme, und für die Hände hatten wir Kalodermagel und Glycerin und Vaseline.“

### **11.5. Geschlechtlichkeit**

Die Geschlechtlichkeit war kein Thema, über das Eltern und Kinder miteinander sprachen. Welches Körperteil ein Mädchen von einem Jungen unterscheidet, entdeckten die Kinder von selbst. Wenngleich kleine Jungen und Mädchen in den ersten Jahren mit

Hängekleidchen bekleidet waren, gab es doch den Unterschied, daß den Jungen schon recht früh die Haare kurzgeschoren wurden. „Da haben dann ein Bub und Mädle zusammengehockt, ob es nun Geschwister waren oder andere, und haben dann gesagt, warum ist deins anders als meins. Von den Geschwistern und Erwachsenen hatten sie ja bereits schon erfahren, das ist ein Bub, und du bist ein Mädchen. Der Bub hat ein Zipferle und du eben nicht. Und damit war die Sache abgetan“ (Alida Käfer, Cogealac).

An der Kleidung konnte man bei kleinen Kindern nicht ohne weiteres erkennen, ob es ein Mädchen oder ein Junge war. „Die Buben sind bis fünf oder sechs Jahren im Rock rumgelaufen, weil die Mutter keine Zeit hatte. Da konnten sie nicht in die Hose machen. Meine Mutter hat später gelacht, ich war so drei Jahre, da kam aus Konstanz Besuch und dann hab ich das vordere Teil vom Rock hochgehoben und gesagt: ‚Guck mal, ich hab eine neue F1ick.‘ Die Großmutter meiner Frau, die hat gesagt, früher, wie die Buben noch ihr Röckl angehabt haben, sind sie schon den Mädchen nachgesprungen. So haben sie darüber gelacht“ (Reinhold Hoffmann, Cogealac).